

MARTIN ENGELBERG

Absolut *Jüdisch*

© 2024: Martin Engelberg

Lektorat und Korrektorat: Sina Will

Fotos: Siehe Bildnachweis S. 300

Cover und Buchgestaltung: Buchschmiede

Coverfoto: ÖVP Wien

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99165-445-2 (Hardcover)

978-3-99165-558-9 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Trotz aller Bemühungen ist es nicht gelungen, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen. Wir bitten daher, sich mit dem Buchautor in Verbindung zu setzen, falls Vergütungen vorgenommen werden müssen.

WIDMUNG

Großer Dank gilt vor allem meiner geliebten Frau Danielle Spera, die mich seit über 30 Jahren mit großer Liebe begleitet. Ohne ihre Unterstützung, ihren klugen Rat und ihren hingebungsvollen Einsatz für unsere Beziehung und unsere Familie hätte ich vieles in meinem Leben nicht erreichen können. Unendlich dankbar bin ich auch unseren wunderbaren drei gemeinsamen Kindern, Samuel, Rachel und Deborah. Uns verbindet alle miteinander eine große Liebe, die es jedem von uns ermöglicht, die Herausforderungen des Lebens so großartig zu meistern. Besonderer Dank gilt Thomas Trenkler für die liebevolle Durchsicht des Manuskripts und die wertvollen Anregungen.

Dieses Buch habe ich auch in dankbarer Erinnerung an meine Eltern und meine leider viel zu jung verstorbene Schwester Marlene geschrieben. Es sei auch dem Andenken der so vielen Verwandten gewidmet, die in der Shoah ermordet wurden. Dies sind insbesondere die Eltern meines Vaters sowie seine acht Geschwister, ihre Ehepartner und Kinder, und zahlreiche Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen meiner Mutter. Mögen ihre Seelen in Frieden ruhen und uns ihr Andenken ein Segen sein!

INHALT

VORWORT	_____	6
KAPITEL 1	Being different _____	10
KAPITEL 2	Über jüdische Identität _____	24
KAPITEL 3	Mein Zuhause _____	40
KAPITEL 4	Mein Jüdischsein _____	58
KAPITEL 5	Israel _____	80
KAPITEL 6	Antisemitismus _____	98
KAPITEL 7	Eine jüdische Perspektive auf die österreichische Innenpolitik der 1970er- bis in die 2000er-Jahre _____	112
KAPITEL 8	Meine Erfahrungen als Jude in der österreichischen Politik _____	166
NACHWORT	_____	298

Ein jiddischer Kopp

Was ist ein *jiddischer Kopp*? Es war im Sommer 1971. Wie jeden Abend hatte sich um 19:30 Uhr unsere Familie vor dem Fernseher versammelt und lauschte andächtig den „Nachrichten“, wie die *Zeit im Bild* bei uns genannt wurde. An diesem Tag hatte US-Präsident Richard Nixon die Welt mit einer sensationellen Mitteilung überrascht: Die USA plane, ihre Beziehungen zur Volksrepublik China zu normalisieren. Die Erzfeinde, indirekt verwickelt im blutigen Vietnamkrieg, wollten einander die Hände reichen. Damit wurde die Sowjetunion, ein gefährlicher Gegner beider Staaten, am Höhepunkt des Kalten Kriegs geschickt ausgespielt und isoliert.

Als Mastermind dieses genialen Schachzuges wurde Sicherheitsberater Henry Kissinger identifiziert – jener Mann, der mit seinen Eltern als Juden vor den Nazis aus Deutschland hatte fliehen müssen, und der sich in den USA zu dem wohl bedeutendsten und gewieftesten Politikwissenschaftler und Außenpolitiker seiner Zeit entwickelt hatte. All diese Nachrichten und Analysen hörte sich mein Vater höchst konzentriert an. Plötzlich drehte er sich zu uns, streckte den Zeigefinger in die Höhe, um dann schließlich triumphierend auszurufen: „Oh! *A jiddischer Kopp!*“. Das war die höchste aller Auszeichnungen.

Dies kam mir in den Sinn, als ich überlegte, ein Buch zu schreiben. Nicht, weil ich mich selbst als einen solchen *jiddischen Kopp* bezeichnen will. Aber weil ich als Jude Antworten geben möchte. Darauf, wie es ganz generell ist, als Jude im Österreich nach dem Holocaust, der

Shoah, aufgewachsen zu sein. Dazu meine persönliche, sicher nicht alltägliche, Lebensgeschichte. Im Speziellen, wie ich mein persönliches Jüdischsein erlebe und ganz allgemein jüdische Identität, jüdische Eigenheit definiere.

In diesem Sinne versuche ich auch, einen Abriss österreichischer Nachkriegsgeschichte und Politik aus einer jüdischen Sicht zu machen. Dabei bediene ich mich unter anderem meiner Erkenntnisse aus der Beschäftigung mit der Psychoanalyse und meiner persönlichen Erfahrungen in der österreichischen Politik. Das ist fürwahr ein schwergewichtiges Vorhaben. Da hilft – in guter jüdischer Tradition – ein Witz:

Nach monatelangen Verhandlungen mit den Behörden erhielt ein Talmudist aus Odessa die Erlaubnis, Moskau zu besuchen. Er stieg in den Zug und fand einen freien Platz in einem leeren Abteil. An der nächsten Haltestelle kam ein junger Mann dazu und setzte sich ihm gegenüber. Der Gelehrte sah den jungen Mann an und dachte: Dieser Bursche sieht nicht aus wie ein Bauer. Wenn er also kein Bauer ist, kommt er wahrscheinlich aus dieser Gegend. Wenn er aus diesem Bezirk kommt, dann muss er Jude sein, denn das ist schließlich ein jüdischer Bezirk. Aber andererseits, da er Jude ist, wo könnte seine Reise hingehen? Ich bin der einzige Jude in unserem Bezirk, der die Erlaubnis hat, nach Moskau zu reisen. Ah, warte! Etwas außerhalb von Moskau gibt es ein kleines Dorf namens Samvet, und Juden brauchen keine besondere Erlaubnis, um nach Samvet zu gehen.

Aber warum sollte er nach Samvet reisen? Er wird sicher eine der jüdischen Familien dort besuchen. Aber wie viele jüdische Familien gibt es in Samvet? Aha, nur zwei – die Bernsteins und die Steinbergs. Aber da die Bernsteins eine schreckliche Familie sind, wird ein so nett wirkender Typ wie er wohl die Steinbergs besuchen. Aber warum will er zu den Steinbergs in Samvet? Die Steinbergs haben zwei Töchter,

also ist er vielleicht ihr Schwiegersohn. Wenn ja, welche Tochter hat er dann geheiratet? Sie sagen, dass Sarah Steinberg einen netten Anwalt aus Budapest und Esther einen Geschäftsmann aus Schytomyr geheiratet hat. Es muss also Sarahs Ehemann sein. Was bedeutet, dass er – wenn ich mich nicht irre – Alexander Kohen heißt.

Aber wenn er aus Budapest kommt, muss er, bei all dem Antisemitismus, den sie dort haben, wohl seinen Namen geändert haben. Was ist das ungarische Äquivalent zu Kohen? Kovacs! Aber wenn sie ihm erlaubten, seinen Namen zu ändern, muss er einen besonderen Status haben. Was könnte es sein? Es muss ein Doktor der Universität sein. Nichts weniger würde es tun.

An dieser Stelle wendet sich der Talmudist daher an den jungen Mann und sagt: „Entschuldigen Sie. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich das Fenster öffne, Dr. Kovacs?“

„Überhaupt nicht“, antwortet der erschrockene Beifahrer. „Aber woher kennen Sie meinen Namen?“

„Ahhh“, antwortet der Talmudist, „es war offensichtlich.“

Nur ein Witz? In jedem Witz steckt jedoch ein Körnchen Wahrheit, in diesem wohl noch viel mehr. Es ist diese Liebe am Tüfteln, an der Suche nach versteckten Bedeutungen und Logiken und der helle Geist, der mich an der jüdischen Kultur besonders fasziniert. Es ist eben *Absolut Jüdisch*.

Being different

Wie ist ein jüdisches Kind – in einer ganz normalen öffentlichen Volksschule, im achten Wiener Gemeindebezirk, in der Mitte der grauen 1960er-Jahre – anders als seine Mitschüler? Auf den ersten Blick so gar nicht, beim näheren Hinsehen so sehr: Ich ging in keinen Kindergarten und wurde liebevoll von meiner Kinderfrau Erika betreut. Meine Mutter war anderweitig beschäftigt: mit der Betreuung ihrer Eltern und der Leitung einer karitativen jüdischen Frauenorganisation.

Nach meinen zwei älteren Schwestern, Marlene und Liliane, war ich der heiß ersehnte Sohn, geboren am 13. März 1960, noch dazu just am Geburtstag meines Vaters. Ich war also Nesthäkchen, Thronfolger, Namensträger nicht nur des Familiennamens. Ausgerüstet wurde ich mit den hebräischen Vornamen Mordechai Shaul, nach meinem Urgroßvater mütterlicherseits und meinem Großvater väterlicherseits, der in der Shoah ermordet wurde.

Als Dank für meine Geburt versprach meine Mutter, unseren Haushalt koscher zu führen und den Schabbat bei uns zu Hause einzuhalten. Ganz in der jüdisch-orthodoxen Tradition unserer Vorfahren, die allesamt aus Galizien stammten, diesem so stark jüdisch geprägten Kronland der österreichisch-ungarischen Monarchie, das heute das südliche Polen und den westlichen Teil der Ukraine umfasst. Sie sehen also, mit welchem gewaltigen jüdischen und familiären Erbe ich von Geburt an ausgestattet bin.

Meine Eltern schickten mich nicht in den Kindergarten, ich wurde von Erika betreut. Weil ich so wahnsinnig gerne im Stockautobus und in der ersten Reihe saß, fuhren wir einfach mit dem Autobus der Linie 13 von der einen Endstation Alser Straße, die direkt vor unserem Haus lag, bis zur anderen Endstation Südbahnhof. Dort spielte ich ein wenig im Belvedere-Park, und dann ging es zurück nach Hause – selbstverständlich im Stockautobus in der ersten Reihe.

Auf den langen Busfahrten wollte ich alle Werbeplakate, Geschäfts- und Straßenschilder lesen. Das fiel mir leicht. Schon früh lernte ich einfach mit meiner vier Jahre älteren Schwester mit, saß dabei, als sie ihre Hausaufgaben machte, und lernte so schnell lesen und auch rechnen. Als ich dann selbst in die Volksschule kam, war ich meinen Mitschülern dementsprechend weit voraus. Das manifestierte sich zum Beispiel darin, dass ich in den ersten Jahren *der* gefragte Experte für das Vorlesen der Eintragungen ins Mitteilungsheft war. Unsere Lehrerin schrieb die Ermahnungen über das schlechte Benehmen der Kinder in Schreibschrift an die Eltern – unleserlich für „normale“ Kinder der ersten und zweiten Klasse Volksschule. Wahrscheinlich war ich ein wenig unterfordert und habe den Unterricht nicht immer mit der nötigen Aufmerksamkeit verfolgt. Ein Problem, das mich meinen ganzen Schulweg hindurch begleitete.

Aber nicht genug damit. Meine Mutter war wild entschlossen, mir eine fundierte jüdisch-religiöse Ausbildung angedeihen zu lassen. So begann ich also bereits mit vier Jahren, hebräisch lesen und schreiben zu lernen. In bester jüdischer Tradition las ich schon bald darauf die Gebete und studierte den jeweiligen Wochenabschnitt der Tora (des „Alten Testaments“). Am traditionellen Schabbesmahl, am Freitagabend in der Familie, wurde ich dann von meinem Vater liebevoll *verhert* – so der jiddische Ausdruck für verhören –, was ich denn

in dieser Woche gelernt hatte. Besonders wichtig war dabei, dass ich selbst Fragen stellen sollte.

Der Ansporn, eine besonders kluge Frage zu stellen, war sehr groß, und die Begeisterung darüber ebenso. Über die allerhöchste Auszeichnung, wenn ich etwas besonders Gescheites fragte oder sagte – nämlich der Ausruf: „Oh! *A jiddischer Kopp!*“ –, habe ich schon eingangs berichtet. Gleichzeitig erinnere ich mich nicht, je getadelt worden zu sein, und es werden wohl auch blöde Fragen unter den guten gewesen sein. Ich wurde nicht gerüffelt und schon gar nie geschlagen. Ein Kind zu schlagen, war bei uns undenkbar. Nicht so zum Beispiel bei einem lieben Schulkollegen von mir, der an jenen Tagen, an denen korrigierte Schularbeiten zurückgegeben wurden, immer schon vorsorglich eine Lederhose anzog, weil er wusste, dass ihn sein Vater für eine schlechte Note mit einem Florett prügeln würde.

Fördern und fordern war dann aber schon die Maxime meiner Erziehung. Dass ich die hebräischen Schabbeslieder lesen und singen konnte, war nicht genug. „Kannst das noch immer nicht auswendig? Kann nicht sein!“, war ein typisch fordernder Sager meines Vaters. Natürlich konnte ich die Texte längst auswendig, ebenso wie die meisten Gebete – bis heute. Als Nebeneffekt auch sehr schnell das Vaterunser, das zu den damaligen Zeiten in der Volksschule am Beginn eines jeden Schultages gebetet wurde.

Eine weitere Besonderheit: Meine Mutter wollte unbedingt, dass ich am Schabbat, also am Samstag, in die Synagoge gehen konnte, und schaffte es tatsächlich, mich dauerhaft für den Samstag – damals gab es ja noch die Sechs-Tage-Schulwoche – von der Teilnahme am Unterricht zu befreien. Schulisch war das ganz offensichtlich keinerlei Problem für mich. Aber war das ein weiterer Schritt weg von der Normalität?

Viele Jahre später, eigentlich erst im Rahmen meiner Psychoanalyse, fiel mir auf, dass ich keinerlei Erinnerung daran hatte, dass mich je ein anderes Kind meiner Klasse darauf angesprochen hätte. Viele Jahre später hatte ich die Freude, meine damalige Volksschullehrerin Frau Haydn zu einer Jause treffen zu können. Sie war eine strenge, aber auch sehr fürsorgliche Lehrkraft gewesen. Endlich hatte ich die Gelegenheit, auch sie danach zu fragen. Hatte sie je ein anderes Kind aus meiner Klasse auf das Fernbleiben am Samstag, oder irgendwie auf mein Jüdischsein angesprochen? Sie bestätigte, dass auch sie keinerlei Erinnerung daran hatte.

Das ist ein interessantes Stück Realität aus der österreichischen Gesellschaft gerade einmal 20 Jahre nach Ende der Shoah und des Zweiten Weltkriegs. Eine Zeit, als die (ehemaligen) Nationalsozialisten, Ariseure und Täter noch mitten unter uns waren: als Politiker, Richter, Lehrer, Geschäftsleute. Darüber hinaus werde ich zeitlebens immer wieder, vor allem auch im Ausland, gefragt: Ist mir in der Schule nie Antisemitismus begegnet? Ob ich damit konfrontiert war und wie ich und unsere Familie damit umgegangen sind, ist eine hochinteressante Frage – aber dazu später.

Das Jahr in einer jüdischen Familie

Ein Streifzug durch das jüdische Kalenderjahr mit seinen Feier- und Fasttagen und besonderen Eigenheiten soll veranschaulichen, wie sich der Jahreskreis in einer traditionell-jüdischen Familie gestaltet:

Gleich zu Beginn eines jeden Schuljahres prägten die hohen jüdischen Feiertage Rosch Haschanah (das jüdische Neujahr), Jom Kippur (der Versöhnungstag), und schließlich Sukkoth (das Laubhüttenfest) unser Familienleben. Alle diese Feiertage spielen sich innerhalb von drei Wochen in den Monaten September und Oktober ab. Die Familien kommen zusammen, man geht gemeinsam in die Synagoge und findet sich zu großen familiären Essen zusammen, zu denen man auch gerne Gäste einlädt. Tief in diesen Ablauf eingebunden, fehlte ich als jüdisches Kind gleich an mehreren Tagen im Unterricht. Das verursachte immer einen etwas holprigen Einstieg ins neue Schuljahr.

Das jüdische Neujahr darf man sich nicht wie einen Silvesterabend vorstellen. Es ist vielmehr der Tag, an dem das himmlische Gericht über das kommende Schicksal jedes Einzelnen entscheidet. Man verbringt die meiste Zeit in der Synagoge, und die Gottesdienste dauern besonders lang, also jeweils mehrere Stunden. Zum Vergleich mit Silvester gibt es eine nette Anekdote: Zu Rosch Haschanah stehen ein jüdischer Sicherheitsmann und ein Polizist vor der Synagoge und beobachten den heraneilenden Strom an Menschen. Da fragt der Polizist, was denn da heute gefeiert werde. „Das jüdische Neujahr“ – erhält er als Antwort, woraufhin er spontan ausruft: „Ah – da wird ordentlich g’soffen, gell!“

Zu Rosch Haschanah kommen tatsächlich viele Juden in die Synagoge, die man sonst während des Jahres gar nicht bei jüdischen Anlässen trifft. Dementsprechend groß ist dann oft auch das freudige Hallo. Diese hohen Feiertage haben daher auch – insbesondere bei den eher assimilierten Juden – eine starke soziale Komponente.

Noch viel mehr Juden kommen am Jom Kippur zum Gebet in die Synagoge. Dies ist der höchste Feiertag, an dem – acht Tage nach Rosch Haschanah – das endgültige göttliche Urteil gefällt wird. Dazu gilt eine strenge 25-stündige Fastenpflicht. Der jüdische Tag beginnt ja am Vorabend mit Einbruch der Dunkelheit. So verbringt man also den Vorabend und dann praktisch den ganzen Tag des Jom Kippurs in der Synagoge. Außerdem wird zu Jom Kippur auch der Verstorbenen gedacht, und gibt es Juden, die nur zu diesem Gebet in die Synagoge kommen.

Nur wenige Tage nach Jom Kippur beginnt Sukkoth, das Laubhüttenfest. Dieses hat auch wieder seine Eigenheiten, da es an diesen Tagen üblich ist, die Mahlzeiten in den dafür eigens zusammengezimmerten Holzhütten einzunehmen; besonders Eifrige schlafen sogar in ihnen. Nachdem die Laubhütten aber nach oben lediglich mit Tannenzweigen bedeckt sind, ist das Einhalten dieser Traditionen bei schlechtem Wetter mitunter eine echte Herausforderung. Ich habe meinen Großvater noch immer in lebendiger Erinnerung, wie er unverdrossen mit Regenmantel und Hut in der Laubhütte eine Suppe löffelte, während es teilweise von oben in den Teller tröpfelte.

Die jeweiligen Eigenheiten der jüdischen Feiertage zu kennen – wann man also welche Gebete sagt, an welchem Feiertag welche Traditionen gepflegt werden, welche Tätigkeiten geboten oder verboten sind, wann welche Speisen gegessen werden oder wann gefastet werden muss –, all das ist eine eigene Wissenschaft. Dazu gibt es einen netten

Witz: Kommt ein christliches Hausmädchen einer jüdischen Familie zum ersten Mal wieder nach Hause aufs Land, wo sie gleich nach ihren Eindrücken und Erfahrungen befragt wird. „Das ist alles sehr kompliziert!“, antwortet sie. „Da gibt es Tage, an denen wird am Tisch gegessen und geraucht, dann gibt es solche, an denen am Tisch gegessen, aber am WC heimlich geraucht wird. Dann wieder solche, an denen am WC gegessen und am Tisch geraucht wird. Und schließlich jene, an denen am WC gegessen und geraucht wird.“

Wahrscheinlich wissen viele Juden nicht einmal, welche vier Tage damit gemeint sind. Tatsächlich ist es erlaubt, zu Rosch Haschanah am Familientisch zu essen und zu rauchen. Zu Jom Kippur jedoch ist sowohl Essen als auch Rauchen verboten – daher die mögliche Flucht aufs WC. An jedem Schabbat ist das Essen erlaubt, aber das Rauchen verboten. Und schließlich – die kniffligste Variante – muss man zu Tischa b’Aw, dem Trauertag anlässlich der Zerstörung des Tempels in Jerusalem, zwar fasten, man darf aber rauchen.

Nach den „Hohen Feiertagen“ folgt die längste Pause im jüdischen Kalender, ohne Feier- oder Fasttage. Zumeist in den Monat Dezember fallend wird Chanukka begangen. An acht aufeinanderfolgenden Abenden wird mit dem Anzünden des Chanukka-Leuchters der Sieg der jüdischen Makkabäer über die hellenistischen Griechen und die Wiedereinweihung des zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem, im zweiten Jahrhundert v. u. Z. (vor unserer Zeitrechnung), gefeiert. Auch dieser Feiertag hat seine eigenen Gebote und Traditionen. Nachdem es aber kein biblischer Feiertag ist, gibt es nur wenige Verbote – man isst und raucht also am Tisch. Heute werden die Kinder in den jüdischen Familien oft beschenkt – quasi als Ersatz für den Entfall der Weihnachtsgeschenke.

Ein ebenso nicht-biblischer Feiertag ist Purim, zu dem meist im März eines jeden Jahres auch wieder ein Sieg der Juden gefeiert wird: In diesem Fall jener über den Bösewicht Haman, der im persischen Reich die Tötung sämtlicher Juden geplant hatte. Purim gilt heute als jüdischer Fasching, es finden Partys statt, bei denen man sich verkleidet.

In der jüdischen Tradition ist der Genuss von Alkohol – noch dazu ein übermäßiger – verpönt. Saufen, ebenso wie zum Beispiel auch das Jagen, gilt auf Jiddisch als *Gojim-Naches*, als ein Vergnügen der Nichtjuden. So wurde bei uns zu Hause nie Alkohol getrunken. Wein wurde lediglich für den Kiddusch, das Tischgebet am Freitagabend, benötigt. Einmal im Jahr, eben zu Purim, ist es jedoch Brauch, sich zu betrinken. Diese Tradition wird insbesondere in chassidischen Kreisen mitunter recht ausgiebig begangen. In unserer Familie erzählte man gerne vom Tag meiner Geburt, der just auf Purim fiel, und den mein Vater und Großvater dementsprechend ausgelassen feiern konnten.

Der nächste Höhepunkt im jüdischen Kalenderjahr ist Pessach. Es ist ein zentraler Feiertag des Judentums zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten, also der Befreiung der Juden aus der Sklaverei und gewissermaßen auch der darauffolgenden Volkwerdung am Berg Sinai, an dem die Juden die Zehn Gebote erhielten. Die jüdischen Wurzeln des Christentums zeigen sich an der Tatsache, dass Ostern fast immer mit Pessach zusammenfällt. Das liegt daran, dass sich Ostern ebenfalls nach dem Mondkalender richtet.

Die Abendessen zu Pessach – Sederabende genannt – sind wieder ein Anlass für das Zusammenkommen der Familie. Die Familienmitglieder reisen oft von weit her an, um zusammen feiern zu können. Manche vergleichen die Bedeutung der Sederabende in jüdischen Familien mit dem Heiligen Abend in christlichen Familien. Umgekehrt hat der 24. Dezember in der jüdischen Tradition keine, beziehungsweise ganz

andere Bedeutungen. In früheren Zeiten war der Heilige Abend in jüdischen Gemeinden gefürchtet, weil an diesem oft Pogrome stattfanden. Man blieb also lieber zu Hause und verhielt sich möglichst ruhig. In meiner Studentenzeit waren am 24. Dezember noch alle Lokale geschlossen, und es entwickelte sich daraus die Tradition, dass wir uns zum Heiligen Abend im Vereinslokal der jüdischen Hochschülerschaft zu einem netten Spielabend versammelten. Dieser wurde so beliebt, dass sich auch unsere nichtjüdischen Freunde so schnell wie möglich von ihren Weihnachtsabenden verabschiedeten, um mit uns den Heiligen Abend zu verbringen.

In den USA waren es lediglich die chinesischen Restaurants, die zu Weihnachten offenhielten, sodass es für amerikanische Juden zur Tradition wurde, an diesem Tag chinesisch essen zu gehen. Dazu gibt es ein Foto eines lustigen handgeschriebenen Plakates in der Auslage eines chinesischen Restaurants in New York, auf dem geschrieben steht: „The Chinese Rest. Assoc. of the United States would like to extend our thanks to the Jewish People. We do not completely understand your dietary customs, but we are proud and grateful that your GOD insists you eat our food on Christmas.“

Zurück zu Pessach: Da gibt es wieder einen ganz eigenen Speiseplan, da der Verzehr von Gesäuertem verboten ist. Dies dient der Erinnerung daran, dass die Juden bei der Flucht aus Ägypten keine Zeit hatten, um das Brot säuern, also fermentieren zu lassen. So isst man Mazzot, dünne, ungesäuerte Brotfladen, statt Brot, und auch sonst zu meist recht geschmacklose Speisen, da auch zum Beispiel der Genuss von Essig verboten ist. Das Pessachfest wird damit zu einer Qual für alle Menschen, die ohnehin an einer trägen Verdauung leiden. Die Witze darüber sind legendär.

Genau sieben Wochen und einen Tag nach Pessach wird Schawuot, deshalb übersetzt auch Wochenfest genannt, gefeiert. Dabei wird nochmals der Empfang der Zehn Gebote und der Tora (das „Alte Testament“) am Berg Sinai gefeiert. Vor allem junge Orthodoxe lernen an diesem Feiertag dem Brauch nach die ganze Nacht hindurch aus der Bibel. Zu essen gibt es traditionellerweise milchige Speisen aller Art. Schawuot fällt mit Pfingsten zusammen, weil die beiden Feiertage mit Pessach, beziehungsweise Ostern, verknüpft sind.

Der Sommer ist dann noch durch den erwähnten Trauertag Tischa b'Aw geprägt, an dem der Zerstörung des Ersten und Zweiten Tempels gedacht wird. Schon in den Tagen und Wochen davor gelten bestimmte Trauergesetze, sodass keine Hochzeiten und auch sonstige Feiern in dieser Zeit stattfinden dürfen. Gleich danach folgt der Monat Elul, in dem man sich dann schon wieder auf Rosch Haschanah und die hohen Feiertage vorbereitet.



*Zünden der
Chanukkakerzen
im Jüdischen
Museum Wien*



*Die Bar Mitzwa unseres Sohnes Sammy
an der Klagemauer in Jerusalem*



*Bei der Hochzeit
unseres Sohnes
Sammy*